

Toten Sonntag

Der Totensonntag ist in deutschen Ländern zuerst im Jahre 1816 begangen worden zum Gedächtnis der Gefallenen der Freiheitskriege. Im deutschen Süden hat er sich erst seit dem Weltkrieg eingebürgert. Es ist deshalb in der Ordnung, wenn unsere Gedanken an diesem Tage zuerst zu den Gefallenen gehen, zu den stillen Grübern der Kriegsschauplätze und zu den vielen Toten, die ohne Grab geblieben sind. Aber der Totensonntag führt uns auch zu den Grübern aller der anderen Dahingegangenen, die uns lieb gewesen. Und ihrer ist wieder eine unübersehbare Schar. Alle 42 Sekunden tritt der Tod an einen Menschen heran in unserem deutschen Volk — während wir diese Zeilen lesen, gehen drei oder vier durch das dunkle Tor! Und unter ihnen denken wir mit besonderem Schmerz an die, die nicht erwartet haben, bis der Tod sie rief, sondern die den Tod von sich aus gerufen haben. 20 000 in jedem Jahr — in jeder halben Stunde einer unserer Volksgenossen! Hat der Führer unseres Volkes nicht recht, wenn er es „unverantwortlich“ und „niederträchtig“ nennt, daß man in den letzten Jahren von „Freitod“ sprach? „Wie viele würden wohl von diesen 20 000 Jahr für Jahr aus freiem Willen gestorben sein, wenn sie nicht die bitterste Not dazu gezwungen hätte?“ Ja, die äußere und oft auch die innere Not! Und deshalb gelten unsere Gedanken heute besonders auch diesen Brüdern und denen, die um sie trauern; Gedanken des Leids und der Buke! Was haben wir getan, um ihnen in der Not zu helfen, die sie am Leben verzweifeln ließ? Und auch an den Grübern derer, die — wie wir sagen — des natürlichen Todes starben, mag einem ernstlichen Menschen wohl die Frage kommen: haben wir an ihnen getan, was wir sollten und konnten? „O lieb, so lang du lieben kannst, o lieb, so lang du lieben magst! Es kommt die Zeit, da du an Grübern stehst und klagst!“

Wohl uns, wenn der Gang an unsere Gräber nicht bloß ein Akt der Pietät ist, sondern uns stärkt, die Herzen, die uns geliebt haben, mit doppelter Treue zu umfassen!

Es ist verständlich, wenn wir wünschen, mit unseren Toten noch in Verbindung zu stehen. Besonders verständlich, wenn unter Andenken an sie mit der Erinnerung unserer Verjämisse befaßt ist. Und bei wem wäre es das nicht? Sollen wir versuchen, eine Brücke zu bauen zu dem anderen Ufer? Die Toten hereinzurufen in unsere Bewußtseinswelt? Ja glaube nicht, daß wir das können. Und wenn wir es könnten, so dürften wir es nicht! „Sie ruhen von ihrer Arbeit“ — welcher Erdenmensch darf die Ruhe stören, die Gott ihnen gab? Oder sollen wir versuchen, ihnen von uns her zu Hilfe zu kommen mit unseren Gedanken, mit unseren Gebeten? Vielleicht dürfen wir das, aber dann doch nur im Glauben, d. h. in dem rückhaltlosen Vertrauen auf Gott, in dessen Hand Lebende und Tote sind. Wenn Gott etwas in die Hand genommen hat, bedarf es unserer Bemühungen nicht mehr. Und unsere Toten sind in Gottes Hand. Auch die, um deren Schicksal wir uns Sorge machen: wollen wir nicht endlich Ernst damit machen, daß wir uns Gott gar nicht großzügig genug denken können?

Und doch gibt es eine Brücke zwischen unseren Toten und uns. Nämlich dann, wenn wir all das Gute, das Gott in ihrem Leben und Wirken hat werden lassen, in unserem eigenen Leben fortsetzen und zur Geltung bringen. Die Opferbereitschaft unserer gefallenen Brüder, ihre Hingabe an Volk und Reich. Die Treue der Väter und der Mütter. Die Frömmlichkeit der Kinder. Den Glauben der frommen Seelen. Den selbstvergessenen Wagemut der Jugend. Oder was wir an unseren Toten besonders geliebt haben. Und das ist eine Brücke zwischen ihnen und uns, daß wir, die wir noch unterwegs sind, des Jieles gedenken, das auch unser wartet, der Ewigkeit, ihrer Verantwortung und ihrer Verheißung, die uns mit Christus gegeben ist. Dann wird der Totensonntag für uns nicht nur ein Tag schmerzlichen Gedenkens, sondern ein Tag der innersten Stärkung. Wenn ein Herz, das uns lieb ist, durch die Tür tritt, die aus der Zeit in die Ewigkeit führt, dann dringt ein Hauch der anderen Welt in unser Erdenhaus herein. Aber es ist nicht nur der kalte Hauch der Vergänglichkeit, der Odem des Todes, sondern es ist der Hauch der Ewigkeit, ein Odem des Lebens. Ein heller Schein, der unserem Leben Licht und Kraft gibt.

W. Buder.

Der Sieger über den Tod

Wenn nun der Tod an einen gläubigen Christen kommt, so spricht der Christ: Willkommen, lieber Tod, was bringst ihr Gutes? Was suchst ihr hier? Weist du nicht, wen ich bei mir habe? Christus ist meine Gerechtigkeit, Lieber, gehe her und nimm sie mir; wenn du sie mir nimmst, so will ich dir folgen, du wirst's aber wohl lassen.“ Luther.

Darum das Beste ist, nicht disputieren, sondern gesprochen mit ganzem Herzen: Ich glaube an Jesus Christus, Gottes Sohn. Mehr weiß ich nicht, will auch nicht mehr wissen. Luther.

Sterben müssen wir und den Tod leiden, aber das ist ein Wunder, daß, wer sich an Gottes W. hält, soll den Tod nicht fühlen, sondern gleich wie in einem Schlaf dahinfahren und soll nicht mehr heißen: Ich sterbe, sondern ich muß schlafen. Luther.

Wochenrundschau

Den 22. November 1934

Erste Tage innerer Einsicht umschließt die letzte Novemberwoche. Erstmals begingen wir im neuen Reich einheitlich den Bußtag mit dem tieferen Zweck, daß das ganze Volk Kraft macht und Selbstbesinnung übt. Der Begriff Buße ist vielen Menschen von heute etwas Fernes und Fremdes, nicht etwas, was aus dem Innern tief und freudig strömt. Buße setzt Demut und Glaube voraus. Die Geschichte lehrt, daß im ewigen Wettlauf der Nationen nur die Völker vorwärts gekommen sind, auf denen Gottes Hand schwer gelegen hat und die es verstanden, den harten Druck nutzbar zu machen. Im selbstlosen Mitwirken jedes Einzel-

nen an der Gemeinschaft des Volkes und in einer das Letzte gebenden Liebe, wie in strengster Pflichterfüllung ruht auch religiöse Erneuerung. Im Glauben haben unsere Väter in vergangenen Jahrhunderten die Kraft gefunden, das Letzte für das Vaterland zu opfern. In einem gläubigen Deutschland liegt unsere Zukunft beschlossen.

Der kommende Totensonntag ist eine eindringliche Mahnung, daß unser Leben begrenzt ist, daß auch wir einmal den Schritt ins Jenseits tun müssen und daß es Zeit ist, über unser vergangenes Leben nachzudenken. Daneben steht das Gedenken und die ernste Feier für die, die wir lieb hatten und die von uns gegangen sind. Unsere Gedanken sind am Totensonntag in die geheimnisvolle Welt gerichtet, die über das Grab hinausgeht. Die Frage nach dem Letzten wird gestellt. In der Erinnerung lebt die Liebe der Verstorbenen, die uns zu Lebzeiten umgeben hat und die wir erst jetzt recht zu schätzen wissen, da wir sie nicht mehr täglich empfangen. „Was wir lieben ist geblieben, lebt in Ewigkeit“ — so sagt der Dichter. Darum ist der Tod für uns nicht Auflösung, sondern Veredelung und Läuterung.

In der europäischen Politik hat Genf und der Völkerbund eine neue Seite des Geschehens aufgeschlagen. Es war immer so, daß die Vorhau auf Genf interessanter und spannender war, als der Verlauf der Tagung, weil hinter den Kulissen die Gegensätze, die zuvor schärfsten in Erscheinung traten, durch Kompromisse und Vertagungen ausgeglichen wurden. Das Präsidium der Abrüstungskonferenz hat in einer einzigen Sitzung das umfangreiche Arbeitsprogramm erledigt und die praktische Behandlung zahlreicher Fragen auf Januar vertagt. Amerika kündigte dabei durch seinen Vertreter Vorschläge zur Regelung des Waffenhandels und der Waffenherstellung an, verbunden mit einer Kontrolle durch den Ständigen Abrüstungsausschuß. Zunächst freilich sollen die betreffenden Länder diese Kontrolle selbst ausüben. Auch der Präsident der Abrüstungskonferenz, Henderson, sieht die Hauptaufgabe für Genf nicht mehr in der Erreichung eines Abkommens über Abrüstung an, sondern im Zustandekommen eines Abkommens über den internationalen Waffenhandel. Ob es den Staatsmännern möglich ist, gegen die Allmacht der Rüstungsindustrie in Amerika, die durch allerlei Verstärkungen mit der europäischen Weltländer verbunden ist, eine Grenze zu setzen, erscheint sehr fraglich. Gewisse Enthaltungen aus Washington und die Ergebnisse der Genfer Verhandlungen lassen in Sachen der Abrüstung noch immer das Dante-Wort lebenswahr sein: Laßt alle Hoffnung fahren! Der sowjetrussische Außenminister Litwinow brachte in Genf wieder den alten Vorschlag ein: Umwandlung der Abrüstungskonferenz in eine ständige Friedens- und Sicherheitskonferenz. Italien machte keine Vorbehalte gegen eine ständige Abrüstungskommission geltend und nur Oesterreich hat diesmal eine Bombe platzen lassen. Oesterreichs Vertreter forderte die Gleichberechtigung hinsichtlich der Verteidigungsmittel. Kein Wunder, daß die Genfer Atmosphäre daraus den Schluß zog, Oesterreich wolle als Schrittmacher für Deutschland auftreten. In Wirklichkeit scheint der österreichische Bundesminister bei Mussolini die Zustimmung für den Vorstoß eingeholt zu haben. Der Anspruch ist selbstverständlich berechtigt.

Fast wichtiger erscheint, was der französische Außenminister Laval mit seiner Betriebsamkeit in Unterredungen und Besprechungen bezwecken will. Der südslawische Antrag auf Unterjochung des Marzeller Königsmords ist durch Lavals Bemühungen auf die nächste Ratstagung verschoben, wenn Frankreich auch gleichzeitig anerkannt hat, daß Südslawien Anspruch auf volle Genugtuung habe. Zu einer Anklage Südslawiens, die vom Kleinverband, der Türkei und Rußland geführt werden dürfte, wird es also nicht kommen, denn die Spannungen in der europäischen Ostpolitik wären dadurch ungeheuer verschärft worden. Der italienisch-südslawische Gegenjah besteht unvermindert fort. Der französische Außenminister Laval wird in Wäldern vielleicht nun nach Rom fahren, um zu vermitteln. Südslawiens Vorstoß richtet sich vor allem auch gegen Ungarn, aber Ungarn ist gewappnet und außerdem gestützt durch Mussolini. Besondere Arbeit machte Laval noch die russische Ostpolitikforderung, die nun erneut aufgerollt werden wird. Ganz wenig ist bisher über die Saarfrage gesprochen worden, weil der Dreierauschuß in Rom seine Arbeiten noch nicht abschloß. Ein Bericht des Abstimmungsausschusses für das Saargebiet stellt fest, daß 532 740 Personen sich für die Abstimmung eingetragen haben. Die Tätigkeit der Emigranten und Saarfranzöslinge wird dadurch beleuchtet, daß von 46 000 Einsprüchen nur 7200 begründet waren.

Ueber die friedlose Welt hat Lloyd George dieser Tage einen Zeitungsartikel geschrieben, in der er die Rüstungen der verschiedenen Staaten beleuchtet. Er kommt darin zu dem Ergebnis, daß der einzige Unterschied zwischen Siegerstaaten und Besiegten darin liege, daß die Sieger nur 80 Prozent ihrer Erparnisse, die Besiegten aber alles verloren hätten. Schon aus diesem Grunde kennzeichnet er die Rüstungen für einen noch größeren Krieg, der noch fürchterlichere Zerstörungen mit sich bringen werde, als größtes Unglück und schlägt vor, beruhigend auf die erregten Völker einzuwirken, um sie zu einer friedlichen vernünftigen Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu bewegen. Mit seltener doktrinäer Hartnäckigkeit hält die englische Politik am Völkerbund fest und sieht in ihm das Allheilmittel. Dabei muß man in London die Erfahrung machen, daß bei den Flottenbesprechungen der drei Seemächte Schwierigkeit über Schwierigkeit austauscht, jedoch ein Endergebnis in weiter Sicht steht. Japan hat bekanntlich das bisherige Stärkeverhältnis der Kriegsschiffe von Amerika, England und Japan von 5:5:3 abgelehnt und Gleichstel-

tung gefordert. Englische Vorschläge, die Japan ein gewisses Entgegenkommen gewährten, wurden von Tokio aus abgelehnt, während zwischen den beiden angelsächsischen Staaten Amerika und England wohl eine Einigung zu erreichen wäre. Der Gegensatz zwischen Japan und den Vereinigten Staaten scheint unüberbrückbar zu sein. Japans Vorgehen in China und die Angliederung der Mandchurei haben Japans Vorherrschaft weiter ausgedehnt. Das amerikanische Kapital aber betrachtet China als ein ihm zustehendes Erschließungsgebiet. Je mehr sich Japan in Richtung China betätigt, desto stärker werden die amerikanischen Interessen beeinträchtigt. Deshalb haben die Vereinigten Staaten sich auch wirtschaftlich Rußland wieder angenähert. Das mandchurische Erdölmonopol zeigt aber, daß Japan seine Ausdehnungspolitik fortsetzt. In beiden Ländern ist man sich darüber im Klaren, daß eine Entscheidung zwischen USA. und Japan nur zur See fallen wird. Daher rührt die Hartnäckigkeit bei den Londoner Flottenbesprechungen.

Der Reichskommissar für Preisüberwachung hat weitere Verordnungen erlassen, durch die dem Preiswucher und den Preiserhöhungen vorgebeugt werden sollen. Eine weitere Maßnahme regelt auch die Preisbindungen. Man darf jetzt schon sagen, daß die neuen Maßnahmen beruhigend auf die Bevölkerung gewirkt haben. Preisfestsetzungen für lebenswichtige Dinge kann nur der Reichskommissar vornehmen.

Der Sieg der Nationalsozialisten bei den Danziger Kreis- und Gemeindevahlen hat im Ausland Eindruck gemacht, so daß Folgerungen für die Saarabstimmung gezogen werden. Namentlich in England werden Stimmen laut, daß der Völkerbund den größten Fehler beging, als er nicht auf die deutsche Anregung einging, die Saarabstimmung vorzulegen. Bekanntlich ist Frankreich es, das jeder Verständigung einen Prügel in den Weg warf. Wenn nun eine französische Zeitung dieser Tage schrieb, daß früher oder später die deutsch-französische Aussprache wieder aufgenommen werden müsse, so kann man daraus die Hoffnung nehmen, letzten Endes werde die Vernunft doch noch siegen.

Der landwirtschaftliche Vorratsbericht

Ausreichende Bestände

WD. Die Jochen von der Statistikstelle beim Reichsnährstand und vom Statistischen Reichsamt veröffentlichten Ergebnisse ihrer Erhebungen über die am 31. Oktober 1934 bei der Landwirtschaft und in Mühlen und Lagerhäusern vorhandenen Getreidevorräte ergeben ein durchaus befriedigendes Bild über die Entwicklung der Vorratslage während des letzten Monats.

Die Abnahme der Getreidebestände bei der Landwirtschaft hat durchaus den Erwartungen entsprochen und bringt trotz der unteuher teilweise vorhandenen Verknappung in der Futtermittelversorgung keinerlei Überbeanspruchungen, die irgend welche Besorgnisse erwecken könnten.

Dies gilt im besonderen auch für die Entwicklung der Roggenbestände. Diese haben im Verlaufe des Oktobers um rund 10 Prozent der Gesamternte abgenommen und beliefen sich am 31. Oktober 1934 auf 64 Prozent der Gesamternte. Diese Abnahme entspricht, bezogen auf die amtliche Ernteschätzung, einer Verringerung um etwas über 780 000 Tonnen. In dieser Verringerung ist ein erheblicher Teil des Winteraatgutes enthalten, soweit Winterroggen im Verlaufe des Oktobers noch bestellt wurde, und außerdem zum größten Teil die vom Statistischen Reichsamt ermittelte Vermahlungsmenge der Mühlen von drei Tonnen aufwärts in Höhe von rund 290 000 Tonnen. Auch für die Vermahlung der Mühlen unter drei Tonnen, die vom Statistischen Reichsamt nicht besonders festgestellt worden ist, muß noch eine nicht unbeträchtliche Menge in Anschlag gebracht werden.

Daraus ergibt sich, daß die Verfütterung von Roggen im eigenen Betriebe im Verlaufe des Oktobers sich durchaus in den Grenzen gehalten hat, die durch die der Verfütterung unbedingt vorangehende Ablieferung von Roggen zum Zwecke der Brotverjorgung gezogen sind. Das wurde der Landwirtschaft ohne Frage durch die lange Dauer des Weideganges und durch die sonst in dieser Zeit zur Verfügung stehenden wirtschaftseigenen Futtermittel erleichtert. Aber auch in Zukunft muß die Ablieferung der für die Brotverjorgung benötigten Roggenmengen unbedingt an erster Stelle stehen und es darf unter keinen Umständen Roggen verfüttert werden, solange die dafür jeweils in den bestimmten Zeitabschnitten benötigten Mengen bereitgestellt sind. Das Verhalten der Bauern im bisherigen Verlaufe des Wirtschaftsjahres zeigt deutlich, daß sie sich dieser im Vordergrund stehenden unabweisbaren Verpflichtung in vollem Umfange bewußt sind.

Die Roggenbestände beliefen sich am 31. Oktober auf rund 4,7 Millionen Tonnen bei den Landwirten und auf rund 1 Million Tonnen in den Mühlen und Lagerhäusern. Hieraus ergibt sich, daß die Brotverjorgung der Bevölkerung bis zum Ende des Wirtschaftsjahres völlig gesichert ist, und daß darüber hinaus auch noch ein gewisser, wenn auch nicht sehr großer Restbetrag für die Verfütterung zur Verfügung steht. Dabei muß aber, wie schon gesagt, die Erfüllung des Ablieferungsolls für die menschliche Ernährung unter allen Umständen eingehalten werden.

Beim Weizen ergab sich eine Verringerung der Bestände im Verlaufe des Oktobers beim Winterweizen um 13 Prozent auf 59 Prozent der Gesamternte und beim Sommerweizen um 9 Prozent auf 73 Prozent. Hier ist unter Zugrundelegung der amtlichen Schätzung eine Gesamtabnahme um rund 520 000 Tonnen festzustellen, in welcher ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Menge für Winteraatgut zwecks enthalten ist. Der Rest ist so gut wie völlig an die Mühlen gegangen, um den Bedarf für die laufende Vermahlung zu befriedigen. Die Weizenbestände bei der

Landwirtschaft beliefen sich noch auf rund 2,6 Millionen Tonnen, die in den Mühlen und Lagerhäusern unverändert gegenüber dem Vormonat auf 1,6 Millionen Tonnen. Insgesamt waren also am 31. Oktober 1934 4,2 Millionen Tonnen Weizen vorhanden, eine Menge, die für die Bedienung des Verzehrsbedarfes in vollem Umfang ausreicht und noch eine gewisse Reserve zum Ende des Wirtschaftsjahres übrig läßt. Auch hier ist selbstverständlich die Erfüllung des Ablieferungsfolles in der vorgesehenen Höhe eine unbedingte, aber auch un schwer zu erfüllende Notwendigkeit. Beim Weizen war bisher schon die Ablieferung etwas reichlicher als beim Roggen, so daß nunmehr eine gewisse Zurückhaltung bei der Weizenablieferung zugunsten der Roggenablieferung durchaus erwünscht ist. Diese Entwicklung dürfte durch die Begrenzung der Ablieferungsmenge von Weizen bis zum 31. Dezember auf 50 Prozent des Ablieferungsfolles gefördert werden.

Die Vorratsentwicklung beim Futtergetreide zeigt deutlich die Einwirkung der sich knappen Futtermittelverfügungslage auf die Verwendung der Futtermittel. Weder bei der Gerste noch beim Hafer ist die Abnahme der Vorräte so groß gewesen, wie man sie vielleicht hätte erwarten können. Sie betrug bei der Wintergerste 14 Prozent der Gesamtternte — rund 90 000 Tonnen, bei der Sommergerste 10 Prozent — rund 240 000 Tonnen und beim Hafer 8 Prozent — rund 430 000 Tonnen. Diese nicht besonders starke Abnahme der Futtergetreidebestände ist unter den obwaltenden Umständen ein Beweis dafür, in welchem Ausmaß sich unter dem Zwang der Verhältnisse bereits jetzt die sparsamste Bewirtschaftung der wirtschaftsfeigen Futtermittel im Betriebe des Bauern durchgekehrt hat.

In diesem Zusammenhange sei daran erinnert, daß in Jahren einer knappen Ernte durch die sparsamere Verwendung von Futtergetreide gegenüber der weniger achtamen Verfüterung in Jahren einer reichlichen Ernte schätzungsweise eine Menge von rund 1 Million Tonnen Getreide insgesamt eingespart werden kann. Die Wintergerstebestände beliefen sich noch auf rund 250 000 Tonnen, die Sommergerstebestände noch auf rund 1,7 Millionen Tonnen, die Haferbestände noch auf rund 4,3 Millionen Tonnen. Diese Bestände sind um 1,7 Millionen Tonnen geringer als die des Vorjahres; die Gerste- und Haferernte zusammen war aber um rund 2 Millionen Tonnen geringer als die vorjährige. Auch dieser Vergleich bestätigt das Bestreben zu sparsamster Bewirtschaftung des Futtergetreides.

Außer Getreide hat die Marktberichtsstelle beim Reichsnährstand auch die Bestände an Spätkartoffeln bei ihren Berichterstattungen erfragt. Diese haben auf 76 Prozent der Gesamtternte abgenommen, was einem noch vorhandenen Vorrat von rund 32 Millionen Tonnen entspricht. Dieser Vorrat dürfte sogar etwas größer sein als um die gleiche Zeit des Vorjahres. Soweit hier und da die Haltbarkeit der Spätkartoffeln zu wünschen übrig läßt, ist es zweckmäßig, durch Einsäuern und Trocknung, soweit es die Verhältnisse des einzelnen Betriebes ermöglichen, Vorsorge für die Winterfütterung zu treffen, und dadurch die Verluste durch Verderb nach Möglichkeit zu beschränken.

Zusammenfassend ist noch einmal folgendes festzustellen: Die Versorgung kann naturgemäß in diesem Jahre einer knapperen Ernte nicht so günstig und nicht so reichlich sein wie auf Grund der vorjährigen Reisernte. Wie die bisherige Entwicklung der Versorgungslage aber zeigt, ist die Brotversorgung der Bevölkerung aus den noch vorhandenen Beständen ohne weiteres gesichert. Bezüglich der Futtermittelversorgung zeigt sich erfreulicherweise ein starkes Bestreben der Landwirtschaft, durch sparsamste Bewirtschaftung das ihre zur Erleichterung beizutragen, in dem Bewußtsein, daß die für die menschliche Ernährung benötigten Mengen an Weizen und Roggen unter allen Umständen abgeliefert werden müssen.

G. R u d o l p h.

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

Weltkriegsdenkmäler in deutschen Ländern — Zu den Toten-Gedenktagen

Von Herbert Günther.

ND. Es gehört zu den tiefsten Sitten, daß ein Tag im Jahr ganz dem Gedächtnis unerer Verewigten geweiht ist. Wer hätte kein Grab, dem er an diesem Sonntag eine Blume bringt, das er mit liebender Hand schmückt. Laßt uns aber auch daran denken, die draußen in Feindesland liegen! Wir können nicht an ihrem Hügel niederknien. Doch wir haben in der Heimat, die sie mit ihrem Leben verteidigten, Mahnmale errichtet: ihnen zu Ehren, uns zur Erinnerung. Deutschland hat 13,5 Millionen Kriegsteilnehmer gestellt, fast 40 Prozent seiner männlichen Bevölkerung. 1 846 293 zählt die Liste der deutschen Toten und Verwundeten: das ist mehr als ein Zehntel der Opfer aller beteiligten Nationen. Wie sollte Deutschland da nicht dem großen Blutopfer seiner Söhne danken!

Außer im Glas hat der Weltkrieg nur an einer Stelle deutschen Boden berührt: in Ostpreußen. Schon wenige Monate nach dem 1914 abgebrochenen Einfall der Russen wurde für das gesamte Kampfgebiet eine Provinzialberatungsstelle eingerichtet, die für Hunderte von Kriegerfriedhöfen die Entwürfe schuf. Am ergreifendsten ist wohl der Friedhof auf der Jägerhöhe bei Angerburg: ein riesiges Holzkreuz weist stumm über den Schwentzaitsee in die weite Landschaft Masuriens hinaus. Uderwangen hat mit einem glücklichen Einfall den stehengebliebenen Schornstein eines kriegszerstörten Holzhauses zu einem Kriegerdenkmal verwendet, auf dessen Spitze heute der Gemeindefordhorst. Die bedeutendste Erinnerungsstätte an die Kämpfe in Ostpreußen und besonders an die neuntägige Schlacht bei Tannenberg ist das Tannenberg-Nationaldenkmal, in dessen Feldherrnturm der heimgegangene Generalfeldmarschall v. Hindenburg von seinem langen und ruhmreichen Leben ausruht. Eine Mauer von je 40 Meter Länge zwischen acht wuchtigen Türmen umschließt einen Innenhof, in dessen Mitte ein 12 Meter hohes Kreuz aufragt: unter ihm schlummern drei unbekannte deutsche Soldaten. 40 Nischen bewahren besondere Erinnerungszelchen der einzelnen Truppeneinheiten, und ganz in der Nähe ist mit einem Pferdebrunnen der duldende Kreatur gedacht. An das Schicksal des „letzten Soldaten des Weltkrieges“ gemahnt die von dem hohen Stahlkreuz überragte Schlageter-Gedenkstätte in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf und der aus schweren Steinen gefügte Obelisk in Schönau im Schwarzwald, seinem Geburtsort.

Zahlreich sind die Heldendenkmäler in allen Teilen des Reiches, ergreifend ist ihre Verschiedenartigkeit, bewundernswert die Phantasie, mit der die Künstler immer neue Lösungen für ihre Aufgabe gefunden haben. Es ist, als habe der heilige Ernst dieses Auftrages ihre Schöpferkraft verinnerlicht und gesteigert. Für Preußens Ehrenmal in Ber-

lin entschloß man sich 1931 zu einer Umgestaltung der 1876 bis 1818 von dem genialen Architekten Schinkel erbauten „Neuen Wache“ unter den Linden und knüpfte damit an eine militärische wie künstlerische Tradition an. Die äußere Form eines Tempels wurde beibehalten, aber durch eine Öffnung der Decke fällt jetzt das Tageslicht auf den schwarzen Granitblock, der in der Mitte des fargen Raumes aufragt. So ist noch in der Geschoßhöhe der Halle das Soldatengrab unter freiem Himmel verfinnbildlich.

Den selben Gedanken führten auf andere Weise Weick, Finsterwalden und Knappe in München mit einer der frühesten und bis heute nicht übertrassen Anlagen durch: sie ist in die Erde eingelassen, und unter mächtigen Quadern liegt die steinerne Figur eines toten Soldaten, zu dem man hinuntersteigt — ein Grab, dessen Wände die Namen der 13 000 gefallenen Münchner tragen. Steht man in ihm, ist es einem, als weile man auf dem Schlachtfeld draußen, und der stille Mann mit Stahlhelm und heruntergezogenem Riemen sei eben zur letzten Ruhe gebettet. Die herbe Feierlichkeit dieser Stätten der beiden Hauptstädte im Norden und Süden Deutschlands erschüttert jeden Besucher.

Es lag nahe, die Kirchen zur Kriegerehrung heranzuziehen und mitunter ist ein ganzer Raum hierfür benutzt worden, wie in der Nikolaikirche zu Götting, deren Wände mit den Namen der Gefallenen beschriftet sind, in der Liebfrauenkirche zu Bremen, in dem Kapellen-Anbau an der mittelalterlichen Reinoldi-Kirche zu Dortmund — Teil des Ganzen und doch ein Reich der Andacht für sich — oder in der romanischen Paulskirche zu Halberstadt: der gotische Hohe Chor ist der Erinnerung an die Regimentskameraden geweiht. Zur Ruhmeshalle der Marine wurde die evangelische Garnisonkirche des Nordseebades Wilhelmshaven: die Seiten eines Gedenkbuches nennen die 34 711 Toten im Seemannsgrab, 150 Wappen die untergegangenen Schiffe. Der Kronleuchter hat das Aussehen eines Steuerrades, das Altarbild stellt das frei wogende Meer dar, und zwischen den drohenden Wolken leuchtet ein helles Kreuz. So ordnet sich hier alles der gleichen Idee unter.

Das Reichsmarine-Ehrenmal dagegen erhebt sich in Form eines gigantischen Schiffsteuens an der Ostsee, in Laboe bei Kiel, und unfern auf der Moltkenort-Schanze ein anderes für die U-Boot-Kämpfer. Vielen einzelnen Truppenteilen sind besondere Ehrenmale gewidmet. Im Dorfkirchlein von Döberitz bei Berlin, dem alten Uebungs-feld, melden 30 Tafeln die Namen aller ehemaligen Garde-Regimenter, nicht der einzelnen Gefallenen oder Gesetze, sondern eben als höheren Begriff die Formation. Jeder Rheinlandsfahrer kennt das Manendentmal in Düsseldorf mit dem springenden Pferd auf hoher Säule. Das Jäger-Denkmal in Goslar ist von einem 10. Jäger namens Elster architektonisch gestaltet, und der Gefallenen Namen waren so viele, daß keine Tafel Platz für sie gehabt hätte: so schrieb die Gattin eines Offiziers sie auf ein Pergament, das in einer Kupferkapsel — von einem alten Goslarer Jäger gefertigt — in den Grundstein verankert wurde. Raumburg ehrte die 1914 singend in den Tod gezogenen jüngsten Kriegsfreiwilligen von den Hochschulen durch das Langemard-Denkmal. Viele sind gedachte jener, die so leicht vergessen werden: der ungelommenen Kriegsgefangenen. In Schneidnitz gibt es ein Denkmal für Manfred Frh. von Nischhofen, dessen Bronze-Relief den mutigen Kampflieger in Sturmhaube am Steuer seiner Maschine zeigt, in Dessau, der Stadt der Sinters-Flugzeuge, für Böde (von Albinmüller und Kiefer). Ebenso grüßt am Hauptplatz des Segelfluges, hoch droben auf der Wasserkuppe in der Rhön, ein Fliegerdenkmal in Gestalt eines Adlers. Hier wirt noch die freie Natur mit wie bei allen Denkmälern, deren schönster Schmuck ihre landschaftliche Lage ist: dem höchstgelegenen überhaupt, einem Turm, auf dem Gränter im bayrischen Allgäu etwa, oder dem Stein des Schwäbischen Albvereins auf der Höhenwarte bei Urach, von wo die gefallenen Mitglieder einst eine der umfangreichsten Kundstufen ihrer Heimat genossen. Häufig hat die Nachwelt zum Gedächtnis der Toten auch die Anlage von Gainen gewährt. Sehr eindrucksvoll z. B. in Brieg (Schlesien), wo — von Bäumen und Rajen umgrünt — fünf mächtige Säulen, die fünf Kriegsjahre versinnbildlichend, sich im Gewässer eines Bedens spiegeln. Einen der ersten — und auch der schönsten — Heldehaine hat Treuenbriehen (Mark) angelegt. Eingefasst von hohen Bäumen, sind auf abgeschragtem Rasenplatz Steintafeln mit den Namen der Gefallenen eingelassen; ein mächtiger steinerer Löwe hält inmitten die Wacht.

Unabsehbar ist die Fülle von figürlichen Gestaltungen. Bad Warmbrunn verkörperte in einem vorzüglichen Denkmal von dell'Antonio den Schmerz der Mutter: gesenktes Haupt, die Hände vorm Gesicht, schreiet sie in zeitlosem Gewande dahin, ganz in ihr Leid verloren und doch unendlich hoheitsvoll. Naturalistischer, aber ebenso künstlerisch weint in Schapbach der trauernde Vater am Grabe des Sohnes, in Schwarzwälder Tracht mit langem Rod, hohen Schaffstiefeln und großem runden Hut. Auf dem Heldenfriedhof des Duisburger Waldes wurde der „Trauernde Jüngling“ von Lehmbuch, einem der hervorragendsten deutschen Plastiker dieses Jahrhunderts, zum Sinnbild. In Leutkirch (Allgäu) schleppt ein treuer Freund seinen verwundeten Kameraden mit sich, wie es an den Fronten unzählige Male vorgekommen ist. Den vielleicht nächstliegenden Gedanken ersahte Leipzig: ein Soldat in selbgrauer Uniform steht im Augenblick innerster Sammlung da, Helm ab wie zum Gebet. Gelegentlich wurde auch die Malerei herangezogen, besonders glücklich in der Wieskirche zu Soest: ihr Chor fügt sich aus einzigartigen mittelalterlichen Fenstern zusammen, und sie sind nun um ein modernes von gleicher Ausdruckskraft ergänzt worden — dies ist die Gefallenen-Ehrung.

Dem heimatischen Boden verbunden ist oft die Wahl des Materials. In dem vierhundertjährigen Schrotholzkirchlein zu Beuthen im schlesischen Steinkohlenrevier ist ein Sarcophag aus Steintohle errichtet, in Staßfurt ein Mal aus heimischem Salz, und in Weifen findet man eine Kapelle, deren Innen-Ausstattung ausschließlich aus dem weltberühmten Porzellan besteht — Türrahmen wie Tafeln, Altar oder Gloden (Börner). In der Lausitz, unweit von Eibau, wurde auf dem 583 Meter hohen Kottmar die Kottmar-Quelle, eine der Spreequellen, als Kriegergedenkstätte ausgestaltet.

Unmöglich, auch nur die interessantesten Denkmäler sämtlich aufzuführen. Gerade an kleineren Orten trifft man oft überraschend eigenartige, nicht nur in den Großstädten wie Hamburg, das sein Gedenken mitten in das Getriebe des Alltags am Jungfernstieg gestellt hat, an einem Brennpunkt des Verkehrs Mahnung in der Haft der Weltstadt. Zwei Beispiele: bei Todtnau (Baden) steht in einem Wald-felsen ein 13 Meter hohes Schwert, in dessen Knauf die Namen der Toten eingehauen sind. In der Kirche von Wimmelburg bei Eisleben liegt ihre Liste in einer Gekochhülle, und das Gefallenendenkmal ist der Kronleuchter mit 90 Kerzen. Ihr Leuchten schwört wie der Dichter: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

Der Gräberberg von Rzgow

„Derselbe Lohn, dasselbe Brot, dasselbe Bett in Schlaf und Tod einer wie der andere...“

Vor zwanzig Jahren. Am Lodz, des zaristischen Rußlands größte Industriestadt, donnern Kanonen. Immer wieder stoßen neue unabsehbare Massen russischer Soldaten gegen die deutsche Armee vor, die sich über die Hölle von Brzesing im Oktober bis nach Lodz und weiter bis vor Warschau vorgearbeitet hatten. Schon im August hatten kleinere Abteilungen einen Vorstoß bis nach Lowicz getragen. Sie mußten sich aber zurückziehen, und einige Zeit später drang die deutsche Armee geschlossen bis vor Lodz. Die Stadt war bereits eingeschlossen, da eilte von Süden eine russische Erjäharmee zur Hilfe herbei, und als plötzlich tschechische Abteilungen des österreichischen Heeres mit siegenden Fahnen zu den Russen übergingen, mußte die Armee der Verbündeten sich wieder zurückziehen.

In Lodz begann ein großes Feiern. Jetzt waren die Deutschen endgültig geschlagen, jetzt ging es nach Berlin. Obendrein war die Division Vismann bei Rzgow von einer erdrückenden russischen Uebermacht völlig eingekreist, und für die zu erwartenden deutschen Gefangenen hatte man bereits Transportwagen hinter der Front bereitgestellt. Aber während der russische Generalstab in Lodz Trinkgelage veranstaltete, während die Mannschaften feiernd in den Quartieren lagen, geschah plötzlich das Unerwartete: General Vismann, „Der Löwe von Brzesing“, hatte mit seinem Korps in einem heroischen Nachtangriff die russische Umshüftung durchbrochen und dabei noch 12 000 Gefangene gemacht!

Die Russen hatten wenig Zeit, sich von diesem Schreck zu erholen. Denn am 18. November erzitterte die Luft über Lodz von neuem unter Kanonendonner: Die Deutschen sind wieder da!

Und jetzt beginnt der große Kampf um Lodz, der bisher in der Geschichte des Weltkrieges so wenig gewürdigt wurde und der doch mit zu den großen Ruhmesstaten der deutschen Armee im Osten gehört. Am 6. Dezember fällt Lodz nach erbittertem Kampf in die Hände der Deutschen.

Zwanzig Jahre später... Mitten in der weiten polnischen Landschaft steht ein Hügel. Gegen den Himmel hebt sich auf seiner Spitze ein wichtiger Block aus Felssteinen ab. Steil ragt von diesem Sockel ein schlichtes Holzkreuz empor. Ein stummes, aber unablässig mahnendes Zeichen, das weit hinaus ins Land die wortlose Klage um 2000 namenlose Helden ruft, die hier nach den erbitterten Kämpfen um Lodz ihre letzte Ruhe gefunden haben.

Eine einfache Mauer umzieht den Hügel. In regelmäßigen Abständen ist die Mauer durchbrochen und in die Steine sind eiserne Kreuze aus geschmiedetem Gitterwerk eingelassen. Terrassenförmig steigen von der Mauer bis zur Spitze des Hügels die Reihen der Gräber empor.

Mit seltsam beengter Brust betritt man den schweigenden, selten von einem Fremden besuchten Friedhof. Wortlos geht man durch die Kolonnen der Gräber hindurch zur Spitze des Hügels empor. Oben steht man auf dem Sockel: „Pro Patria“. Und auf der anderen Seite fünf kurze, einfache Worte: „Hier ruhen 2000 tapfere Krieger“. Fünf schlichte Worte, ohne jedes Pathos, aber erschütternd in ihrer Ungeklärtheit. 2000 Menschen schlafen hier, junge und alte, Menschen, die jugendfrohe Zuversicht im Herzen trugen, als sie hinausgingen für ihr Vaterland, Mädchen, die in der Gereiztheit des Alters wußten, daß sie zu schwerem Kampf hinausgingen, daß der Tod ihrer wartete, und die doch hinausgingen, weil sie das Vaterland rief...

Links und rechts von dem Sockel stehen je zehn Obelissen, auf denen die Namen der Regimenter und Abteilungen stehen, zu denen die Gefallenen gehörten.

Man blickt um sich. Schier endlos dehnen sich die einförmigen Reihen der Gräber hinab in die Ebene. Still liegen sie hier, schlesische Landsturmlente, Leibkürassiere, russische Infanteristen, sibirische Schützen. Vor zwanzig Jahren standen sie sich als Feinde gegenüber, drohend „Aug' in Aug'“. Mit dem Gedanken an ihr Vaterland, das sie mit ihrem Blut verteidigten, kämpften sie vorwärts, wenn das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Mann gegen Mann kämpften sie einst im erbitterten Ringen — Mann neben Mann liegen sie jetzt, die namenlosen Helden.

In schweigender Ergriffenheit liest man die Inschriften auf den kleinen feineren Tafeln und Kreuzen: „Unbekannte Soldaten der deutschen Armee, gefallen im Jahre 1914“ — „Ein preußischer Hauptmann“ — „Russischer Krieger“ — „Hier ruht ein deutscher Füßler“ — „37 russische Krieger“.

Erschüttert steht man vor diesen Worten, die in wahrhaft erhebender Einfachheit vom Schicksal des unbekanntesten Soldaten sprechen. Alle sind sie gleich, in Schlaf und Tod, einer wie der andere.

Etwas unterhalb des Mahnmals auf der Hügelspitze stehen, umgeben vom Dunkelgrün der Nadelbäume, zwei kleine Holzkapellen, daneben die Doppelkreuze der russisch-orthodoxen Kirche. Für alle sind diese Stätten andächtiger Vertiefung da: Für Protestanten, Katholiken und Russisch-Orthodoxe. Für alle, denn Gott wird sie ausgenommen haben, mochten sie dem oder jenem Bekenntnis angehören.

Hinter uns schwingt die große Stille der Ewigkeit, als wir den Friedhof verlassen. Am Horizont leuchten die tausend Lichter der Arbeitsstadt Lodz auf. Hier die große Stille, dort das Losen der Großstadt, aus der selten einmal ein Mensch zu dem vergessenen Gräberberg von Rzgow findet, zu dem wahren Grabmal des unbekanntesten Soldaten.

Frauen gedenken der Toten

Die Bäume haben ihre lohenden Fackeln ausgelöscht, das letzte Laub ist zu Boden gesunken, das Jahr ist gestorben. Der letzte Sonntag des Kirchenjahres gehört den Toten. Wer von uns möchte ihnen dieses Recht nehmen? Es ist nicht viel, was sie von uns fordern: einen einzigen Tag des Jahres sollen wir im Gedenken an die Leben, die von uns gegangen sind. Menschen, die uns nahe standen, sollen wir an diesem Tage mit den Gedanken unserer Seele suchen, das, was zwischen uns war, sollen wir wieder aufleben lassen. Es ist nicht genug, daß wir hinausgehen zu ihren Gräbern und Blumen und Kränze auf ihre letzte Ruhestätte legen. — wir sollen an sie und an das, was sie uns bedeutet haben, denken. Wir sollen sie so vor uns sehen, wie wir sie in der Stunde sahen, die uns die liebste und größte in unserm Zusammensein war. Ist nicht die Erinnerung ein Gnabengesehen, das dem Menschen zuteil wurde? Welch herrliche Kraft besitzt unsere Erinnerung! Jahre, viele Jahre vermag sie auszulöschen, als wären sie nie gewesen. Zielfischer vermag sie uns an einen Punkt zurückzuführen, der uns immer teuer und lieb geblieben ist. Nie ging er uns verloren, gleich der Heimat, die wir mit uns tragen, so fern wir auch weisen. Ein Mensch, der uns

ner war, jüdt uns nicht, so viele Jahre sich auch zwischen das Einsicht und das Licht gehoben haben.

Wir gehen zwischen den Gräberreihen umher. Bunt von Blumen blüht es, umso reicher, je frischer der Grabhügel ist. Wo wir aber einen ganz verlassenen Hügel finden, sollten wir da nicht stehen bleiben und ein paar grüne Zweige, ein kleines Blumenopfer darauf niederlegen? Vielleicht sind die Seinen so fern, daß keiner hierherkommen kann, um die Ruhestätte des stillen Schlafers zu schmücken, vielleicht sind alle, die ihm nahe standen, selber schon dahingestorben, — sollen wir da nicht diese scheue Liebestat tun, — vielleicht um an einem Unbekannten gutzumachen, daß wir so viel Schönes und Gutes, das wir wohl gern unseren Lieben getan hätten, aus allerlei Gründen zu tun unterließen? Wieviele unter uns gibt es, die die letzte Ruhestätte eines nahen Angehörigen, eines geliebten Sohnes, eines teuren Freundes nicht kennen! Wo mag er jetzt Grab gefunden haben? Man denkt an die seltsame Schwermut der kleinen Friedhöfe auf den Nordseeinseln, auf denen unbekannte Seelente zur letzten Ruhe gebettet wurden. Niemand kennt ihren Namen, — das Meer warf sie an den Strand. Wer mag um sie weinen in der weiten Welt? Die Mütterlichkeit, die jeder Frau eigen ist, wird mahnend angerührt werden, wenn sie an so einem einsamen und verlassenen Grabe steht. Nicht haben Mutterhände in letztem

Grüßen das Antlitz dieses Scharfers getreulich, einsam hat er sterben müssen, — vielleicht bringt das Dufte dieser späten Rose, die eine Frau auf den Hügel legte, als Gruß an seinen tiefen Todeschlummer.

Schön und friedlich ist es, der Toten zu gedenken, wenn wir ihnen an Liebe gaben, was wir geben konnten. Bitter und schmerzhaft ist unsere Trauer, wenn wir ihnen Liebe schuldig blieben, wenn sie in Groll und Mißverständnis von uns geschieden sind. Darüber vermögen auch die Jahre keine lindernde Decke zu breiten. Wir müssen unsere Schuld mit uns tragen. Nur indem wir uns bemühen, Liebe an unsere Mitmenschen zu verschicken, können wir etwas von dem gutmachen, was wir an unsern Toten sündigten. Nur auf diese eine Weise können wir ihre Vergeltung erlangen. Liebe muß das Geleitz eines Lebens sein.

Am Trauertag der Toten umschlingt uns alle ein Band der Gemeinamkeit: nicht einer ist unter uns, der nicht wüßte, wie weh es tut, wenn einer, der zu einem gehörte, hinweggenommen wurde. Wir alle mußten lernen, das Leid zu überwinden. Wer aber am innigsten an seinen Toten denkt, der hat ihn sich hinübergerettet in sein Leben und hat das Beste von ihm in seiner eigenen Seele bewahrt. Das ist das schönste Denkmal, das einem Toten gesetzt werden kann. M. G.

Die Kreuzerfahrten der „Emden“

Aus dem Tagbuch eines Mittkämpfers

Von Obermaschinenmaat Jaguttis-Emden.

Schluß.

7. Dem Tode entronnen

Es war kein leichtes Werk bei dem Fehlen der oberen Treppen, durch die zerstückten Wände hindurchzukriechen. Mehr durchgeschoben als von selbst durchgekommen, stand ich bald auf dem Oberdeck. Zunächst konnte ich garnichts sehen. Ich war vollständig von Rauch umgeben. Als ich ein paar Schritte weiterging, stolperte ich über einen Toten, dann stand ich am Schiffsrand. Ich sah etwa zehn Mann im Wasser herumschwimmen, einer winkte und rief mir etwas zu, und da lag ich auch schon drinnen. Das kalte Wasserbad gab mir meine Kraft wieder und mein volles Augenlicht. Denn von der grellen Tropen Sonne war ich vollständig geblendet gewesen.

Ich hatte nun die Wahl, an Bord zurückzulehren oder an Land zu schwimmen. Im Hinterschiff brannte und prasselte es verdaulich, also — an Land schwimmen! Bald hatte mich die Brandung gefaßt, ich wurde zum Spielball der Wellen. Lauter donnerte es, höher schwall die Flut. Ich führte ein Ringen wie noch nie in meinem Leben. Meine Kräfte drohten zu erlahmen, aber der Lebenswille siegte über die Verzweiflung. Ich begann zu fühlen, wie meine Muskeln sich wieder spannten, wie der ganze Körper sich mit neuer Kraft füllte. Sicher und selbstbewußt wie noch nie im Leben kämpfte ich mich der nächsten herantretenden Welle entgegen. Ein kurzer Ringkampf, die Welle jagte mich und warf mich mit hohem Schwung der Küste zu.

Ich kam hinter einem Korallenriff zu liegen. Der Strom konnte mich nicht mehr zurückziehen. Wie ich zugerichtet worden war, sah ich jetzt an den vielen Schrammen und Wunden an meinem Körper. Als ich die braulende See vor mir sah, erschien es mir fast wie ein Wunder, daß die gierige Brandung mich freigegeben hatte. Mit dumpfem Donner schlugen die Wogen an die Küste. Es war, als ob sie das ganze Eiland verflüchten wollten. Ich sah meine Kameraden mit dem Meer kämpfen, bald wurden sie emporgeschleudert, bald fielen sie nieder, und immer wieder riß die Flut sie mit Gewalt zurück, nur wenige von ihnen gab die tosende See wieder heraus.

Auf der Insel fanden wir nur hohe Palmengruppen, undurchdringliches Buschwerk, viele Aasgeier und andere Vögel. Mit großem Geschrei versuchten sie, die Eindringlinge wieder in die Flucht zu schlagen. Freilich wagten sie nicht, uns anzugreifen, und auch unsere Schwerverwundeten ließen sie in Ruhe. Diesen fünf Armen, die trotz ihrer schweren Wunden und hoher Brandung doch noch an Land gekommen waren, galt jetzt unsere Haupt Sorge. Viel konnten wir ihnen nicht helfen, es mangelte uns ja selbst an allem. Wir trugen sie in den Schatten; denn die Sonne brannte unerträglich heiß auf uns nieder. Einige angeschwemmte Hängematten dienten den Verwundeten als Lagerstätte, und wir selbst hüllten uns in ein paar Decken, denn wir hatten uns, um ungehindert schwimmen zu können, unserer Kleider entledigt. In die Mitte der Decke schlugen wir mit Steinen ein Loch, durch das wir den Kopf hindurchsteden konnten. Um den Kopf wickelten wir uns aus einem alten Matrasenbezug einen Turban, sodaß viele von Bord aus uns für Eingeborene hielten.

Soweit wir uns auf der Insel umsahen, war hier nichts zu holen. Ausgetrocknete Kokosnüsse lagen in Massen herum. Hunger hatten wir nicht, nur der Durst quälte uns, aber es fehlten uns Messer oder sonstige Gegenstände, um die saftigen grünen Nüsse so kunstgerecht aufzumachen, daß die Milch nicht herauslief.

„... Wasser, gebt uns Wasser!“ befehlten die Verwundeten fortwährend. Von Bord der „Emden“ allein konnte noch Hilfe kommen, also ans Werk, um mit dem Schiff eine Verbindung herzustellen. Die Drüben hofften wiederum, von der Insel aus Wasser zu erhalten. Zunächst kam von der „Emden“, an einem Handspate befestigt, eine dünne Leine durch die Brandung angetrieben. Wir versuchten, die daran befestigte dicke Leine herüberzuholen. Damit sie sich nicht in den Korallenriffen verfangen konnte, wurden leere Patronenbüchsen als Schwimmkörper an ihr befestigt. Dadurch wurde wieder ihr Widerstand durch die Brandung verstärkt, und um ihn zu überwinden, reichten unsere Kräfte nicht aus. Wir holten und hielten, und ob unsere Hände zerfleischt wurden, wir ließen nicht locker. Doch plötzlich riß die Leine, und es gelang nicht mehr, eine neue anzuschwebmen zu lassen.

Traurig sahen wir uns an den Strand und betrachteten unser liebes Schiff. Mast und Kommandobrücke waren verschwunden, die Schornsteine abgeschossen, überall ein wüstes Durcheinander. Im Schiffsrumpt zahlreiche Löcher, aus denen das Wasser wieder herausströmte, wenn einmal eine Welle nicht so hoch ging wie die vorhergehende. Hier und dort qualmte es noch, die Kanonen standen wohl drohend nach oben gerichtet, aber ihre Meißer fehlten, sie lagen erstarrt neben den Geschützen. Wer eigentlich unser Gegner gewesen war, wußten wir bis jetzt noch nicht. Bald sollten

wir ihn aber kennen lernen. Ein englischer Kreuzer kam hinter der Insel vor und gab Flaggen signal, das von der „Emden“ beantwortet wurde. Statt aber näher zu kommen und Boote anzulassen, fuhr der Engländer in weitem Bogen um uns herum. Was ich jetzt sah, ließ mir fast das Blut in den Adern erstarren. Er schoß eine ganze Breitseite auf das Wrack ab, und noch bevor die Geschosse ihr Ziel erreicht hatten, folgte eine zweite Salve und bald darauf eine dritte. Ich war froh, daß ich nicht an Bord geblieben war. Von drüben sah ich viele Leute ins Wasser springen. Sie zogen den ehrlichen Seemannsstock dem Meuchelmord vor. Eine heilige Wut packte mich, als ich auch noch Granaten zwischen meinen im Wasser schwimmenden Kameraden einschlagen sah. Erst nach etwa 30 Schuß wurde das Schießen eingestellt. Dann schickte der Feind ein Boot nach dem Wrack ab und dampfte fort. Wer noch auf die „Emden“ zurückklettern konnte, tat es, der Rest versuchte, durch die Brandung zu schwimmen.

Einige von ihnen kamen durch und berichteten, wie es an Bord aussah. Daß unser Kommandant noch am Leben war, war uns ein Trost in unserem Leid. Jetzt erfuhren wir auch daß unser Gegner einer der beiden australischen Kreuzer gewesen war.

Daß es uns im Gefecht mit einem fast doppelt so großen, dazu gepanzerten Kreuzer nicht besser hatte ergehen können, war uns klar. Unserer Breitseite von fünf 10,5 Zentimeter-Geschützen stand eine Breitseite von acht Zünzelnern gegenüber. Dazu gesellte eine weit überlegene Fahrgewindigkeit dem Gegner, selbst den Geschichtsabstand zu bestimmen. Am meisten ärgerte uns, daß er so gut davongekommen war; denn soweit wir hatten sehen können, fehlte ihm außen nichts.

Beim Dunkelwerden fanden sich alle Mann an einer Stelle zusammen, und nun begann von neuem das Fragen und Erzählen, bis der Schlaf uns überwältigte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir uns dort schon zu Arbeiten verteilten. Einige gingen nach Wasser forschen, der Rest suchte den Strand ab. Die ganze Ausbeute betrug zwei Dosen Pfefferkates, und der Durst nicht gelessen werden, weil er den Durst noch verstärkte. Am meisten schmerzte es uns, daß wir den Verwundeten, unter denen sich auch unser Assistentarzt Dr. Schwabe befand, keine Veränderung bringen konnten; denn die Wasserfuchser waren ohne jeglichen Erfolg zurückgekehrt. Einige fingen Vögel und tranken deren Blut.

Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder, und nur, wer unter der Äquatorsonne geschmachtet hat, kann verstehen, was es heißt, dort ohne Wasser zu sein. Unser Assistentarzt war bereits seinen Wunden und dem Durst erlegen. Da wir auf dem Boden keine grünen Rüsse mehr fanden, blieb nichts übrig, als auf die Bäume zu klettern, um ein paar Rüsse zu holen. Das war wirklich nicht leicht; denn die Bäume waren hoch, die Stämme scharf und wir ohne jede schützende Kleidung.

Endlich sahen wir am Horizont Rauch, und unsere Hoffnung, daß die „Sidney“ kam, um uns zu retten, sollte sich bald erfüllen. Nachdem die Leute vom Wrack der „Emden“ geholt worden waren, kamen wir Inselaner an die Reihe.

8. Der Uebermacht erlegen

Auf dem Oberdeck des Panzerkreuzers war mittels Sonnensegels ein Gefangenerraum eingerichtet worden, der von Posten streng bewacht wurde. Trotzdem konnten wir uns über die Behandlung nicht beklagen, und besonders den Verwundeten ließ man jegliche Pflege angeheißeln. Natürlich gab es keinen anderen Gesprächsstoff als das Schicksal unserer „Emden“, und wir tauschten mit den zunächst an Bord verbliebenen Kameraden unsere Erlebnisse und Eindrücke aus.

Das Auffinden der „Emden“ hatte sich folgendermaßen abgespielt: Ein Truppen transport von 40 Dampfern war auf dem Wege von Australien nach Colombo, drei Kriegsschiffe begleiteten ihn. Das Wachtschiff fing nun von der Funkstation auf der Kokosinsel die Meldung auf: „Fremdes Schiff im Hafen“. Die Entfernung betrug nur 80 Seemeilen, und die „Sidney“ erhielt den Befehl, dort nach dem Rechten zu sehen. Mit 30 Knoten Fahrt jagte sie davon. Unweit der Insel fand das Treffen statt. Auf 10 000 Meter fielen die ersten Schüsse. Die „Emden“ hatte sich bald eingeschlossen, und ein Treffer in den Artilleriebeobachtungsstand auf der „Sidney“ hatte zur Folge gehabt, daß sie den Abstand wieder so weit vergrößerte, daß unsere Granaten sie nicht mehr erreichen konnten. Als sie sich außerhalb der Gefahrenzone glaubte, fiel es der „Sidney“ nicht mehr schwer, uns niederzukämpfen, und als noch unser Mast abgeschossen wurde, und wir, ihn hinter uns schleppend, nur noch wenig Fahrt machen konnten, entstand für sie das reinste Scheitern. Nacheinander legte sie unsere Schornsteine nieder, schoß das Achterschiff in Brand, zerstörte die Munitionsförderwerke und tötete alle Leute vom Oberdeck. Als es uns trotzdem doch noch gelungen war, auf Torpedoschußweite heranzukommen, schlug unglücklicher-

weise eine Granate in den Torpedoraum und verard den ganzen Plan.

Etwa 20 Minuten nach Beginn des Gefechts kamen aus einer Gasse im Torpedoraum Stichflammen und danach Wasser. Ein langer schmaler Riß war in der Wand entstanden, der aber, so gut es ging, abgedichtet wurde. Immerhin kam soviel Wasser in den Torpedoraum, daß die Mannschaft bald bis an die Knie im Wasser stand. Das Torpedopersonal erwartete jeden Augenblick den Befehl zum Feuer. Endlich wurde die Anzeigekugel hell und das Signal war zu lesen: „Steuerbord Torpedo klar!“ Jeden Augenblick mußte das besetzende „Los“ kommen, aber statt dessen gab es ein Klirren und Krachen. Helle Flammen drangen in den Raum ein, und Wassermengen stürzten nach. Volstreffer in der Wasserlinie. Aber auch die „Sidney“ hatte mit ihrem Torpedo kein Glück gehabt. Es ging vorbei, und sie zog vor, den Abstand von 5000 Meter wieder zu vergrößern. Unsere Geschichtskraft war gebrochen. Dem Kommandanten blieb daher nichts anderes übrig, als das Schiff auf Strand zu setzen, um auf diese Art wenigstens den Rest der Besatzung zu retten.

Erst jetzt erfuhr ich, wie sich die letzten Stunden auf der „Emden“ abgespielt hatten. Die meisten Kameraden waren früher als ich an Oberdeck gekommen. Zwischen sie war der Kommandant getreten, blutbespritzt und von Rauch und Gas geschwärzt. Aus Freude darüber, seinen Kommandanten noch lebend zu sehen, rief einer „Hurra“. Doch der Kommandant winkte ab und ließ ein „Hurra“ auf den obersten Kriegsherrn ausbringen.

Darauf nahm das Rettungswerk seinen Anfang. Allen voran wieder der Kommandant, mit Hand angelegt, wo es notat. Aus den Bunkern, den brennenden Trümmern, von überall her wurden die Verletzten zusammengeholt. Viele sind schon unterwegs gestorben, andere mußten noch lange leiden. Zum Glück war der Stabsarzt unverletzt geblieben, nur fehlte ihm leider der wichtigste Stoff in der Krankenpflege, nämlich Wasser. Die Frischwasserbehälter waren durchbohrt, und von unten hatte nichts mehr herausgeholt werden können, weil die Räume schon vollgelaufen waren. Nur gerade die vom Feuer gefährdeten Räume, die Munitionskammern, waren trocken geblieben, weil das Vorhölz zu hoch aus dem Wasser ragte. Bis in die späte Nacht hinein wurde Wasser in Fügen von Außenbord genommen, um das Feuer zu löschen, das durch die zweite Beschädigung oberhalb der Munitionskammer entstanden war.

Als am Nachmittag der englische Kreuzer wieder erschien, hatte man auf Rettung gehofft, aber er hatte nur einige Breitseiten abgegeben und war dann wieder davon gefahren. Auf der „Emden“ hatte es dann wieder neue Verwundete gegeben, die unter größten Schwierigkeiten auf die Bal gepasst werden mußten. Schließlich brach die Nacht herein. Aber an Schlafen war natürlich nicht viel zu denken. Die Eindrücke von dem Erlebten waren zu stark, und das Winseln und Jammern der Verwundeten zu fürchtbar.

Als der Morgen kam, wurden die Leiden der Leute an Bord nur noch schlimmer. Besonders plagte sie der Durst, und sie schlugen eine Rohrleitung nach der anderen auf, nur um einen Tropfen Wasser zu gewinnen, mochte es auch noch so rostig und fettig sein.

Gegen 11 Uhr kam die „Sidney“ angefahren, um die Besatzung gefangen zu nehmen. Rasch war das Bündel gepackt und die Mannschaft in Booten untergebracht. Als das letzte Boot von der „Emden“ abließ, war dort alles Brennbares über der Munitionskammer aufgestapelt, mit Del besoffen und angezündet worden. Der Erfolg blieb aber aus. Aus irgendwelchen Gründen war das Feuer an der Zündschnur nicht an den Explosionsherd herangekommen.

Der Kommandant wurde in einem besonderen Boot abgeholt. Tieftraurig ging er noch eine letzte Rondo im Schiff.

Jetzt sollten wir auch erfahren, aus welchen Gründen die „Sidney“ uns erst so spät abgeholt hatte. Unser Kohlendampfer „Burest“ war zu Beginn des Gefechts so nahe herangekommen, daß er alles gut beobachten konnte. Um uns das Schießen zu erleichtern, hatte er der „Emden“ durch Funkpruch ihre Einschläge gemeldet. Die „Sidney“ hatte das ebenfalls gemerkt, und kaum war unser Schiff auf Strand geliegt, als sie sich an die Verfolgung des Kohlendampfers machte. Für den Dampfer gab es natürlich keine Rettung, und der führende Offizier ließ die Bodenventile wegschlagen. Als das englische Prisenkommando längs kam, war das Schiff bereits halb voll Wasser.

Dann war die „Sidney“ nach der Funkstation gefahren, um unser Landungskorps gefangen zu nehmen. Unser 1. Offizier, Kapitänleutnant v. Müde, war aber bereits mit einem Segler, der dort vor Anker lag, der „Apscha“, entwichen.

Zwei Tage lang hatten wir die zerstückte „Emden“ vor unseren Augen, dann dampfte die „Sidney“ mit uns ab. Lange noch sah ich dem Wrack des Schiffes nach, auf dem ich mein bestes Kommando angetroffen hatte.

Das hintere Deck der „Sidney“ glich einem Lazarett. Mehrere Aerzte bemühten sich um die Verwundeten, aber bei einigen konnte alle ärztliche Kunst nichts mehr ausrichten. Sie starben und wurden im Laufe des folgenden Tages bestattet. Wir traten im Achterschiff an, die Offiziere der „Sidney“ kamen auch hinzu, dann hielt der Pfarrer eine englische Ansprache. Ein Wink vom Kommandanten des Panzerkreuzers, die Maschinen standen und die Leichen glitten ins Wasser. „Die letzte Post“, das schwermütige englische Japanstreichsignal beschloß die Feier.

Da der Betrieb auf der „Sidney“ so nicht weiter zu führen war, wurde der Hilfskreuzer „Empress of Russia“ herbeigeholt und ihm 60 von uns Gefangenen übergeben. Die Hälfte der Besatzung bestand aus Franzosen, und jetzt sollten wir den Unterschied kennen lernen zwischen der Behandlung, die der Engländer und der, die die Franzosen ihren Gefangenen angeheißeln ließen. Ost waren mehr Bajonette an Deck, als Gefangene. So waren wir froh, als wir am 15. November in Colombo einlefen und dort auf Truppen transportdampfer verteilt wurden.

Auf dem Dampfer hatten wir es recht gut, aber die Freude dauerte nicht lange. Nach kurzer Fahrt wurden wir dem englischen Kreuzer „Hampshire“ übergeben. Hier wurden wir weniger gut behandelt. Der Kommandant des Kreuzers war uns wenig gewogen, weil die „Emden“ ihm manchen Streich gespielt hatte. Am 6. Dezember lief der Kreuzer die Insel Malta an, wo wir den Rest der Gefangenenschaft verbringen sollten.

Ende.

Wie die Völker ihre Toten beisehen

Von F. Dunbar v. Kalkreuth.

Liebliches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Toten zu geben vermögen. Fast bei allen gebildeten Völkern, soweit wir die Menschheitsgeschichte zurückverfolgen können, finden wir die Bestattung dieser göttlichen Worte. Schon in grauester Vorzeit (zirca 100 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) gaben die Neanderthalmenschen (bei Düsseldorf) ihren Toten Gegenstände mit ins Grab, weswegen wir vermuten dürfen, daß schon sie an ein Fortbestehen nach dem Tode glaubten, während die Ägypter, als erstes Kulturvolk dem Totenkult ihr Leben zu widmen schienen, wie es uns ihre pyramidenartigen Grabbauten bei Memphis und die Felsengräber bei Theben zeigen, die genaue Kopien ihrer täglichen Wohnhäuser waren, und in denen die kunstvoll einbalsamierten Leichen die Jahrtausende überdauerten. — Auch die Chinesen pflegen sorgfältig ihre Totenhäuser, ist ihre Religion doch ganz dem Ahnendienst gewidmet, nur darf kein Baum, kein Strauch die Gräber beschatten, keine fremde Hand sie berühren, um nicht den Unwillen des die Seelen schirmenden Erdrachen zu erregen. Man kann sich deshalb kein trostloseres Bild als diese Leichenfelder vorstellen. In Vorderasien (Indien, Persien, Palästina, Klein-Asien) wurden Höhlen und Grottengräber mit überlachten Steinen bedeckt, wie sie auch die Griechen bis zur homerischen Zeit kannten. In Nord-europa entstanden damals die Dolmen, Gräber, die durch einen Kreis riesiger Steine bezeichnet wurden, während in Mitteleuropa die Kelten ihre Toten in ausgehöhlten Bäumen und einfachen Gruben beerdigten. (Solch prähistorischer Kirchhof wurde sogar 1904 bei S. Lorenzo in Miranda gefunden und beweist das dreitausendjährige Bestehen der Ewigen Stadt). Die Germanen waren schon seit der Bronzezeit (2. Jahrtausend vor Christi) zur Verbrennung der Leichen und Beisetzung der Asche in Urnen übergegangen, wie es auch seit Homer in Griechenland und viel später auch in Rom Sitte wurde. Das ganze Mittelalter hindurch glaubten viele Römer, daß Cäsars Asche in einer Kugel, die den Caligula-Oberstein krönte (heute steht er auf dem Pelorplatz) eingeschlossen sei. Viele vornehme Geschlechter führten fort, sich in großartigen Sarkophagen (Deutsch: Fleischfreier) und Erdbegräbnisse beisehen zu lassen, die nach jenem berühmten Monumente, das die Königin Artemisia ihrem Gatten Mausolus in Halikarnas erbaute, benannt wurden. Auch Alexander der Große wurde in einem solchen beigesetzt, und noch 500 Jahre nach seinem Tode bezeugten die römischen Kaiser dem im gläsernen Sarge ruhenden Helden ihre Verehrung. Erst im Jahre 1926 ehrte das neue Italien das in Rom noch wohl erhaltene Grabmal der Scipionen durch eine Gedenktafel, während das Mausoleum des Augustus heute eine Konzerthalle, das des Kaisers Hadrian die Engelsburg geworden ist. Auch die christliche Lehre erklärte sich gegen die Leichenverbrennung, und so entstanden die weit ausgebreiteten Totenstädte der Katakomben, in denen Bischöfe und arme Fischer, gleich pietätvoll beigesetzt, der Auferstehung harren sollen. Später, als die christliche Religion in vielen Ländern die allein herrschende wurde, beerdigte man die Verstorbenen auf Friedhöfen rings um die Kirchen, trug die Gebeine der Märtyrer aus den Katakomben und setzte sie in gläsernen Schreinen auf den Altären der Kirchen aus, während Fürsten und Herren unterhalb der Hochaltäre in Grüstgewölben beigesetzt wurden. Die Friedhofskunst zeitigte zuerst in Italien die schönsten Blüten. Davon zeugen die herrlichen Campi santi in Pisa, Siena und Mailand. Frankreich hat sein Pantheon und den Pere Lachaise, Deutschland die Friedhöfe in Weimar, England die Westminster Abben, in welcher das Irdische so vieler „Unsterblicher“ beigesetzt wurde. Dazu kommen die Heldenfriedhöfe der im Weltkriege Gefallenen, die das Höchste, was ein Sterblicher besitzt, das Leben, geopfert haben.

Schon die alten Römer weihten den letzten Jahresmonat dem Gedächtnis der Toten, sie besuchten im Februar die Gräber ihrer Angehörigen und schmückten sie. Das Christentum übernahm diese schöne Sitte. Im letzten Monat des Kirchenjahres ziehen Katholiken und Protestanten hinaus auf die Friedhöfe, und wer dann vor dem Grabe eines seiner Lieben sinnend steht, der mag daran denken, daß dieses Grab ja nur ein Nachlager auf dem Wege ins Jenseits bedeutet, den wir alle wandeln.

Englands Prinzenhochzeit

Die bevorstehende Hochzeit des Prinzen George mit der Prinzessin Marina von Griechenland hält ganz England in Atem. Diese Vermählung im Königshaus ist ein ganz großes nationales Ereignis, an dem jeder Engländer vom kleinsten Liffboy bis zu den Vertretern der höchsten Aristokratie gleichen Anteil nimmt. Daß die Londoner großen Hotels bis auf das kleinste Zimmerchen seit Wochen ausverkauft sind, ist kaum verwunderlich, ebenso wenig, daß der Handel mit den Tribünenplätzen blüht. Diese Tribünen werden längs der Straßen errichtet, durch die der Hochzeitszug kommt. Diese Hochzeit wird einen Fremdenstrom von ungeheuren Ausmaßen nach der englischen Hauptstadt ziehen. Das Programm für die Festtage ist schon bis in alle Einzelheiten festgelegt. Drei Hochzeitszüge werden sich getrennt zur Westminster-Abtei begeben, und bei dieser Gelegenheit wird man in London wieder einmal die alten prunkvollen Staatskarossen durch die Stadt rollen sehen. Im ersten Hochzeitszug werden sich der König und die Königin mit ihrem glänzenden Gefolge befinden. Kurz darauf wird Prinz Georg, der Brautigam, sich in Begleitung seines Bruders, des Prinzen von Wales, zur Kirche begeben, und der dritte Hochzeitszug bringt endlich die Prinzessin Marina mit ihren Eltern zur Abtei. Besonders glücklich sind natürlich schon jetzt die Bewohner jener Straßen, durch die sich die Hochzeitszüge bewegen, die Fensterplätze werden bereits mit 30 RM. gehandelt.

Unter den acht Brautjungfern der Prinzessin Marina wird Prinzessin Juliane von Holland die erste sein. Ihr folgen die Prinzessinnen Irene, Katharina und Eugenie von Griechenland, die russische Großfürstin Kora, die kleine Prinzessin Elisabeth, die Entelin des englischen Königspaares, und endlich Lady Mountbatton und Lady Cambridge, beide Mitglieder der englischen Hocharistokratie.

Es ist selbstverständlich, daß sowohl der Trauring der Prinzessin Marina sowie der Brautshmut, den Prinz Georg ihr zur Vermählung schenkt, original englisch sein sollen. Das Gold für den Ring wird deshalb aus einer für die wirtschaftliche Ausbeutung nicht mehr ertragreichen Goldgrube in Südwesten gewonnen, die später den Namen „Marina-Grube“ erhalten soll. Wie veräußert, hatte man Prinzessin Marina ursprünglich vorgeschlagen, daß sie einen Platiningring tragen solle, aber die Prinzessin lehnte das ab. „Ich will einen goldenen Ring wie alle Bräute“, sagte sie. Der Shmut, den Prinz Georg seiner Braut am Hochzeitstage überreicht, besteht aus 372 Perlen und ist das Abbild einer alten Tradition. Schon die Königin Elisabeth soll diese Perlen getragen haben, die jetzt neu gefaßt mit Diamanten zusammen zu einem Halschmut und einem Armband verarbeitet

wurden. Neben diesem Shmut werden noch drei Ringe angefertigt, an denen Rubinen, Diamanten und Saphire die englischen Farben darstellen.

Ganz besondere Sorgen haben schon heute die großen englischen Gärtnereien, insbesondere der Hofgärtnermeister von Windsor. Er wird nicht nur für das Brautbukett der Prinzessin, sondern auch für die gesamte Ausschmückung der Hochzeitstafel und der Festräume zu sorgen haben. Der Strauß, den Prinzessin Marina trägt, wird in der Mitte einige Myrtenzweige enthalten, die von einem uralten Myrtenbaum in den Gärten von Windsor stammen. Seit Jahrzehnten erhält jede königliche Braut die Myrtenzweige von diesem Baum. Seit vielen Wochen werden in den Hofgärtnereien Orchideen gezüchtet, daneben Tausende von Nelken, die zur Tafeldekoration verwendet werden sollen.

Eine ganz besondere Sensation ist der Hochzeitsstufen, mit dessen Bereitung die englischen Väter bereits sechs Wochen vor dem Hochzeitstag begannen. Er hat das stattliche Gewicht von 800 Pfund und ist 2,70 Meter hoch. Es wurde eine besondere silberne Platte angefertigt, auf der er ruht. Am Hochzeitsmorgen wird er erst restlos fertiggestellt werden, nämlich einen Zudeck erhalten, der mit Wappen und Ornamenten geschmückt wird. Es wird ein Kuchen sein, der selbst im Schlafrajaenland Aufsehen erregen würde.



Die Weihnachtsplakette des Winterhilfswerks

Sie wird im thüringischen Notstandsgebiet durch Heimarbeit angefertigt.

Kuchen unter Tropensonne

Lustige Anekdoten aus unseren geraubten Kolonien

Der verkante Melkschmel

Die Brüder der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatten im Omboland eine Station eingerichtet. Eines Tages kam zur weiteren Ausstattung ein Ochsenwagen mit landwirtschaftlichen Geräten an. Darunter war auch ein Melkschmel. Der Missionar gab ihn dem Herero, dessen Pflicht es war, die Kühe zu melken, mit der Weisung, ihn zu benutzen. Als der Melker am ersten Tage den Kuhstall verließ, war der Mann böse zugerichtet und der Eimer war leer. Der Missionar forderte eine Erklärung und der baumlange Herero antwortete: „Melkschmel sehr gut, Herr, aber Kuh will nicht drauf sitzen.“

Kuchen mit Hagel

In seinem Buche „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Afrika“ gibt Oberst Schiel die folgende hübsche Anekdote zum Besten: Ein Negerkönig hatte durch Zufall einmal ein Stückchen schlechten Streufkuchens, den meine Frau vorzüglich buk, zu schmecken bekommen. Daraufhin schickte er meiner Frau eine Kuh zum Geschenk und sagte sich gleichzeitig für den folgenden Sonntag zu Besuch an; er wollte Kaffee trinken und „Kuchen mit Hagel“ essen. Meine Frau buk, als ob sie eine Bauernhochzeit auszurufen hätte. Doch die königliche Hoheit hatte den Ehrgeiz, nichts absolut nichts von dem Kuchen übrig zu lassen. Zum Schluß war der Häuptling nahe am Plagen. Aber noch ein riesiges Stück, das letzte, lag auf dem Teller. Was machen? Der König war in schwerer Sorge. Endlich glitt ein Leuchten über sein Gesicht. Er griff mit spitzigen Fingern zu und aß den „Hagel“ von dem Kuchen ab. Das übriggebliebene leergeessene Stück nahm er mit für seine Lieblingsfrau.

Abwechslung in der Küche

Hagenbeck, der Tierhändler, erzählt: Als ich mich einst längere Zeit in Ostafrika aufhielt, konnte ich trotz größter Mühe nicht erreichen, meinem eingeborenen Koch klarzumachen, daß auch der größte Viehhäber von Koastbeef diesen köstlichen Braten schließlich nicht mehr sehen kann, wenn er ihn tagaus tagein vorgelegt bekommt, ohne daß je ein anderes Gericht dieses ewige Einerlei unterbricht. Schließlich kam ich auf den Gedanken, mit Hilfe eines Wörterbuchs eine Liste von elf anderen Gerichten zusammenzustellen und versuchte nun an Hand dieses Verzeichnisses dem Koch auseinanderzusetzen, daß ich künftig etwas mehr Abwechslung auf der Speisekarte zu haben wünschte. Der Erfolg war erstaunlich. Denn triumphierend erschien am Abend der Koch und setzte mir die gewünschten elf Gerichte vor — alle elf auf einmal!

Der Turner

Das klassische Buch deutsch-afrikanischen Kolonialhumors sind die „Schwarzen Schwänke“ von Oberregierungsrat Dr. Rigmann. Hieraus zum Schluß gefügt die folgende Anekdote: Hauptmann T. wollte in seiner Askari-Kompagnie das Turnen einführen, denn er war selber ein vorzüglicher Turner. Es wurde also ein schönes Red gebaut und T. turnt der im Kreise versammelten Kompagnie etwas Glänzendes vor. Zum Schluß macht er den Riesenschwung, landet mit einem schönen Salto auf der festen Erde und steht sich bewundernd im Kreise der Askari um. Er bemerkt, daß alle staunen, aber dann hört er, wie einer dieser Urwaldsöhne dem andern zuläufert: „Kama ngani“ („Wie ein Affe“).

Die Göttin der Gerechtigkeit

Vor der Tür des Gerichtesgebüdes in T. in unserem Deutsch-Ostafrika stand ein Schutztruppensführer und sein afrikanischer Umbascha (Gesetzler). Zu einer Zeit, da noch niemand an einen Weltkrieg dachte. Der schwarze Mann sah sich die Göttin der Gerechtigkeit, die mit ihrer Waage über dem Portal stand, aufmerksam an. Nachdenken lag auf seinen ausdrucksvollen Zügen. „Nun, weißt du nicht, wer das ist?“ fragte der Offizier. „Wohl — wohl“, antwortete der Askari, „aber ich dachte darüber nach: warum steht sie hier draußen? Sie soll hineingehen, wo man sie jagt.“

Birchow, der berühmte Berliner Arzt, war ein gefürchteter Examinator. Bei einer ärztlichen Prüfung prüfte er einmal dem Kandidaten eine Reihe von Krankheiten auf und fragte dann: „Herr Kandidat, wie würden Sie diesen Menschen behandeln?“ Der Prüfling nannte eine Medizin und erklärte recht ausführlich ihre Zusammenhänge. Zum Schluß fügte er noch hinzu: „Und davon dreimal täglich je einen Eßlöffel voll.“ Birchow nickte schweigend mit dem Kopf und ging mit der Prüfungskommission in das Beratungszimmer. Als nach zehn Minuten die Kommission immer noch nicht herausgekommen war, klopfte der ängstlich gewordene Prüfling an die Tür des Beratungszimmers und sagte: „Herr Professor, der Patient bekommt nur einen Teelöffel täglich!“, worauf Birchow knapp erwiderte: „Patient ist schon tot.“

Ein Engländer war bei dem Fürsten Raudnig zu Gast. Er hatte das Pech, an der großen Tafel versehentlich sein volles Weinglas umzustößen. Der Fürst, der in solchen Dingen etwas kleinlich war, fragte spitz: „Ist das englische Sitte?“ „Nein“, erwiderte der Engländer ruhig und gelassen. „Sollte es aber einmal geschehen, dann macht in England wenigstens niemand besonderes Aufheben davon.“

Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 25. November

- 6.35 Aus Hamburg: Saksenzert
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten
- 8.25 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
- 8.40 Bauer, hör zu!
- 9.00 Katholische Morgenfeier
- 9.45 „Gesänge an Gott“
- 10.15 Morgenmusik
- 10.45 Nach München: Deutsches Volk — deutsches Erbe
- 11.30 Aus Königsberg: Ostpreussische Feierstunde am Totensonntag
- 12.00 Aus Ulm: Standortmusik des Infanterie-Regiments Ulm
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 „Feterlich und ernst ist dieser Tag“
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde: „Zirkus“
- 15.00 „Sonate in so minori“ (h-moll)
- 15.30 Stunde des Handels und Handwerks
- 15.45 Von der Jagd: Eröffnung des deutschen Wintersports
- 16.05 Aus Kiel: Musik am Nachmittag
- 18.00 „Unsere Heimat“: „700 Jahre Kloster Reesheim“
- 18.30 „Herr, schide, was du willst...“
- 19.10 Sportbericht
- 19.30 Nach Köln: Requiem
- 21.30 Aus Köln: 6. Meisterkonzert des deutschen Rundfunks
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.30 Aus Hamburg: Abendkonzert
- 23.30 „Die Hand der Bezerte“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenspruch
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Funkwerbungs-konzert der Reichspostkassette Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 26. November:

- 10.15 Schulfunk für alle Stufen: Deutsches Volk — deutsche Arbeit
- 10.45 Edward Grieg
- 11.00 Lieder v. Robert Franz
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Meister ihres Instruments
- 15.30 „Schwäbische Meerfahrt“
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 17.30 „Lustige Volksmusik“
- 18.00 Hiltlerjugend-Funk
- 18.30 Kolo-Phonie
- 19.00 „Astrologie lügt nie“ oder „Willy liest Poesie“
- 20.10 Aus Frankfurt: Volk und Wirtschaft an der Saar
- 20.30 „Kustem und Schrab“
- 21.10 Aus Frankfurt: „Die Verfallener Saarverhandlungen“
- 22.30 Aus Köln: Bunte Volksmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 27. November:

- 10.15 Schulfunk — Fremdsprachen: Englisch für die Oberstufe
- 10.45 Aus Karlsruhe: Vom Barock zum Rokoko
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.30 Kinderstunde: „Paßt auf, ihr hört jetzt allerhand, wie einstens das Klavier entstand“
- 16.00 Aus Breslau: Nachmittagskonzert
- 17.30 Bunte Musik
- 18.00 Französischer Sprachunterricht
- 18.15 Aus Frankfurt: Aus Wirtschaft und Arbeit
- 18.30 Tanzmusik
- 19.00 Unterhaltungskonzert
- 20.15 „Opferstunde“
- 20.45 „Ein Jahr Kraft durch Freude“: Rundgebung der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“
- 22.30 Tanzmusik
- 23.00 Aus Kiel: „Spätmusik“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 28. November:

- 10.15 Schulfunk — Stufe 2: „Geht mit durch Saarbrücken“
- 10.45 Musik für Violoncello
- 11.00 Lieder von Wilhelm Rinfens
- 12.00 Aus Berlin: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Die veristische Oper
- 15.15 Tante Käse erzählt
- 15.30 Blumenstunde
- 16.00 Aus Pforzheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Lernt morfen!
- 18.15 Kurzgespräch
- 18.30 Aus Mannheim: Operettenkonzert
- 20.10 Unsere Saar — Den Weg frei zur Verständigung
- 20.35 Stunde der jungen Nation
- 21.00 Nordische Komponisten
- 22.30 Aus Mannheim: „Tanz auf zwei Flügeln“
- 23.00 „Hadepeter“
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

